



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Seele des Kindes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Seele des Kindes



Was Werden der Seele zu ergründen, diese gewaltige Aufgabe stellte sich Professor Preyer, als er sich der unendlich mühseligen, wenn auch durch den Gegenstand versüßten Arbeit unterzog, das Benehmen seines Söhnchens in den ersten tausend Lebenstagen, seine Muskelübungen und Empfindungsäußerungen, die allmähliche Entwicklung jedes seiner fünf Sinne, seines Willens und seines Verstandes, endlich sein Sprechenlernen genau zu beobachten und jede beobachtete Thatsache sorgfältig aufzuzeichnen. *) Was andre ihm an Beiträgen geliefert haben, ist im Vergleich zu dem, was er selbst an diesem studirtesten aller Knaben wahrgenommen hat, unbedeutend zu nennen. Tiere werden fleißig zur Vergleichung herangezogen, und für die Darstellung der Spracherlernung die an Taubstummen und Blödsinnigen gemachten Wahrnehmungen benutzt.

Die Goldbereitung zu erfinden, haben sich Tausende von Alchimisten abgemüht, und schließlich fand einer von ihnen die weit nützlichere Porzellanbereitung. So ungefähr geht es den Metaphysikern, zu denen auch die modernen Naturforscher, so sehr sie sich gegen die Bezeichnung sträuben mögen, gehören; auf die Erforschung des Unerforschlichen gehen sie aus, aber unterwegs fördern sie viel nützliche Dinge zu Tage. Es versteht sich, daß aus Preyers Buche für die leibliche Behandlung und Pflege der kleinen Kinder allerlei zu lernen ist, das herauszufuchen wir den Müttern und Vätern überlassen. Was die Pädagogik anlangt, die sich von einem solchen Werke Nutzen versprechen darf, so sagt der Verfasser im Vorwort zur dritten Auflage: „Die freundliche Aufnahme eines so umfangreichen Werkes bei Gelehrten und Ungelehrten in Deutschland, und die weite Verbreitung, welche seine Übersetzungen gefunden haben, sind zugleich eine Gewähr für das Durchdringen der Erkenntnis, daß die Psychogenese (Seelenwerdung) die notwendige Grundlage der Pädagogik bildet. Ohne das Studium der Seelenentwicklung des kleinen Kindes kann die Erziehung und Unterrichtskunst nicht auf festem Boden begründet werden. Aber an sich ist dieses Buch nicht pädagogisch, so viele dem

*) Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von W. Preyer in Berlin. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, Th. Grieben, 1890.

Erzieher und Lehrer wichtige Thatfachen es auch berührt, sondern physiologisch und psychologisch.“ Es will uns scheinen, als ob sich der berühmte Physiologe die Erziehungsfrage einerseits zu leicht und anderseits zu schwer machte. Zu leicht, indem er glaubt, sie sei schon gelöst, sobald das Seelenleben des jungen Menschen durchschaut und die Kunst, es zu beherrschen, gefunden ist. Nein, dann fängt die Schwierigkeit erst an. Sie liegt in der Frage: Wozu soll der junge Mensch erzogen werden? Das ist der Hauptstreitpunkt, gerade so wie bei der Schulreform, wo die Streitenden weit mehr darin uneins sind, was, als wie es gelehrt werden soll, vielleicht, weil sie aus Erfahrung schon wissen, daß begabte Jungen das Latein auf jede, unbegabte auf keine Weise erlernen. Zu schwer aber macht sich Preyer gleich andern Pädagogen die Sache, indem er übersieht, daß es zu allen Zeiten nicht wenige Menschen gegeben hat, die so vollkommen in ihrer Art waren, daß kein Verständiger sie sich besser und anders wünschen möchte. Und wenn man im Lebenslauf solcher Menschen nachforscht, so findet man gewöhnlich, daß sie entweder eine scheinbar sehr unzweckmäßige Erziehung genossen haben, oder daß sie überhaupt wenig erzogen worden und schon früh zu großer Selbständigkeit gelangt sind, oder daß ihre Eltern schlechte Leute waren, die es zwar von Herzen gut meinten und bei der Erziehung treulich ihre Pflicht erfüllten, von wissenschaftlicher Pädagogik aber keine Ahnung hatten. So wie die Menschen richtig essen, trinken, sehen und laufen lernen, ehe sie eine wissenschaftliche Erkenntnis dieser Verrichtungen und der dazu nötigen Organe erlangen, so behandeln auch ungebildete Leute, wenn sie nur gutartig und nicht gar zu dumm oder durch gar zu große Armut gebunden sind, ihre Kinder im allgemeinen richtig, und das Richtige besteht u. a. auch darin, daß den Kindern für den wichtigsten Teil der Erziehung, die Selbsterziehung durch persönliche Erfahrung, die nötige Freiheit gelassen wird. Nicht daß wir die wissenschaftliche Pädagogik geringschätzten. Aber ihr Wert ist mehr theoretischer als praktischer Art, d. h. sie vermittelt hauptsächlich die Einsicht in die Ursachen des Erfolges von Thätigkeiten, die auch ohne Kenntnis des ursächlichen Zusammenhanges meistens richtig geübt werden. Praktisch wertvoll wird die Pädagogik weit weniger durch das, was sie thun, als durch das, was sie meiden lehrt. Das Übel unsrer Zeit liegt nämlich nicht, wie manche glauben, darin, daß zu wenig, sondern darin, daß zu viel erzogen wird: in dem Übermaße planmäßiger Einwirkungen, in der übertriebenen Dressur, die bei manchen unsrer Kinder im Säuglingsalter anfängt und in dem Alter, wo Alexander der Große schon die halbe Welt erobert hatte, noch nicht zu Ende ist. Die verderblichen Wirkungen dieser Dressurfeuche aufzuzeigen und sie, soweit ihr nicht zu entkommen ist, möglichst unschädlich zu machen, ist heute die praktische Hauptaufgabe der Pädagogik. Und es freut uns, zu sehen, wie auch Preyers Beobachtungen diese Auffassung bestätigen. Mahnt er doch bei mehreren Gelegenheiten, die Dressur möglichst zu meiden, und fand er doch,

nachdem er sich oft vergebens unsägliche Mühe gegeben hatte, dem Kinde die richtige Aussprache gewisser Wörter beizubringen, daß es mit dem Erlernen dieser und anderer Künste weit rascher geht, wenn man das Kind „alleine machen“ läßt, wie es häufig ausdrücklich verlangt; auch tadelt er sehr entschieden, und mit Recht, die in Deutschland eingeriffene Übertreibung der Fröbelschen Methode. Und so wird man wohl vom Säugling aus allmählich zu der Einsicht kommen, daß auch beim vierzehn- und zwanzigjährigen Menschen so manches Wünschenswerte leichter von statten gehen würde, wenn man ihn etwas mehr „alleine machen“ ließe.

Die wissenschaftliche Pädagogik selbst aber wird noch außerdem unnötigerweise dadurch erschwert, daß unsre heutigen Naturforscher ein genaues physiologisches Studium als ihre selbstverständliche und unumgängliche Vorstufe fordern. So interessant es auch sein mag, den leiblichen Apparat und den Zusammenhang seiner einzelnen Berrichtungen mit den daran gefesselten Seelenthätigkeiten zu kennen, für die Erziehung ist es nicht notwendig. Herbart, der noch nichts von alledem wußte, was uns in neuerer Zeit die Vivisektionen und die Sektionsbefunde an den Leichen verstorbener Kranken über die verschiedene Bestimmung gewisser Gehirnteile kennen gelehrt haben, ist doch in den pädagogischen Fragen, die Preyer berührt, so ziemlich zu denselben Ansichten gelangt wie dieser. Die Übereinstimmung erstreckt sich sogar auf Einzelheiten, in denen sonst die Meinungen weit auseinandergehen; beide Männer erklären z. B. die Märchen für schädlich. Das allerdings darf der Pädagog in der Theorie wie in der Praxis niemals übersehen, daß die geistige Thätigkeit überhaupt von der Beschaffenheit und dem jedesmaligen Zustande des Körpers abhängig ist; aber die Einsicht in die Art des Zusammenhanges würde ihm in den meisten Fällen nichts nützen. Daß es vergebliche Quälerei für beide Teile ist, wenn man einen schon ermüdeten Schüler noch zu weiterer Aufmerksamkeit zwingen will, haben einsichtige Lehrer schon lange vorher gewußt, ehe die Physiologen die Ursache der Müdigkeitsempfindung in den „Ermüdungsstoffen“ entdeckt haben. Und was würde es dem Lehrer nützen, wenn er genau die Stelle des Gehirns wüßte, deren unvollkommne Entwicklung dem Schüler das Behalten der lateinischen Vokabeln erschwert? Ausbessern könnte er den Fehler doch nicht. Nehmen wir an, der Schädel des kleinen Kindes könnte durchsichtig und die allmähliche Ausbildung der Gehirnwindungen und Verbindungsbahnen, die zur richtigen Auffassung und Wiedergabe des Gesprochenen dienen, durch Vergrößerungsgläser sichtbar gemacht werden, so genösse der Physiolog allerdings ein himmlisches Schauspiel, wenn er nun beobachtete, wie die Sprachübungen des Kindes mit dem Wachstum jener Gehirnteile gleichen Schritt halten. Der Physiolog, sagen wir, denn was die übrigen Menschen anlangt, so macht es ihnen meistens kein Vergnügen, andern Menschen, namentlich solchen, die sie lieben, ins Eingeweide hineinzuschauen. Aber nützen würde

es auch nichts, da jenes Gehirnwachstum weder geleitet noch beschleunigt werden könnte; der gelehrteste Physiolog kann in dieser Beziehung nichts andres thun als die unwissendste Mutter, nämlich in Geduld abwarten, bis die Sache fertig ist.

Interessant ist aber die Physiologie der Sprache, wie Preyer sie behandelt, im höchsten Grade. Zuvörderst weist er nach, was nebenbei gesagt Herbart ebenfalls schon ganz bestimmt behauptet hat, daß es ein Denken ohne Worte giebt, daß dieses wortlose Denken bei jedem Kinde dem Sprechen vorhergeht, und daß dieses ohne jenes gar nicht möglich wäre. Sodann wird in einer lichtvollen, durch Zeichnungen unterstützten Abhandlung gezeigt, wie die einzelnen Stufen der Sprechlernenden Kinder in gewissen Krankheitszuständen ihr Abbild finden. Bekanntlich rühren die mancherlei Sprachstörungen, die entweder als Begleiterscheinungen von Geisteskrankheiten, oder als Folgen einer partiellen Lähmung, oder selbständig vorkommen, von Schädigungen gewisser Gehirnteile her, sei es der zur Aufnahme der Sinneswahrnehmungen, oder der zur Erteilung von Bewegungsantrieben, oder der zur geistigen Vermittelung zwischen Wahrnehmungen und Willensäußerungen bestimmten Zentren, oder der Leitungsbahnen, die alle diese Zentren mit einander verbinden. Was einem solchen Kranken abhanden gekommen ist, das besitzt das Kind noch nicht. Indem man nun durch das Seziren der Leichen solcher Sprachkranken gefunden hat, welche Gehirnteile bei einem bestimmten Leiden, z. B. der Unfähigkeit, gesprochne Wörter zu verstehen bei unverkehrtem Gehör, entartet, beschädigt oder vernichtet waren, kann man feststellen, welche Gehirnwindungen beim Kinde noch unentwickelt sind, und kann man auch ohne Durchsichtigmachung seines Kopfes an der Überwindung der verschiedenen Unvollkommenheiten der Rede bei jedem Fortschritt auf die nunmehr eingetretene Vollendung der entsprechenden Nervenmasse schließen.

Ein überraschendes Licht verbreiten diese Untersuchungen auch über die Sprachwissenschaft. Von den vielen wichtigen Beobachtungen, die Preyer in dieser Hinsicht gemacht hat, heben wir nur eine hervor. Die ersten Wörter, die das Kind bildet, sind vieldeutig. Mit dem Worte *atta* bezeichnete Preyers Kind alle möglichen Gegenstände und namentlich „fort,“ sowie alle Verhältnisse, bei denen das Sichentfernen eine Rolle spielt. Dieselbe Eigentümlichkeit vieldeutiger Worte weisen sehr alte Sprachen auf. Aber noch mehr; das Kind bezeichnet kalt und warm, auf und ab, zu viel und zu wenig, ich und du mit demselben Wort; es faßt diese Begriffe richtig als Endglieder einer und derselben Reihe gleichartiger Begriffe auf. Dieser „Gegensinn der Urworte,“ den Kurt Abel namentlich im Ägyptischen nachgewiesen hat, erstreckt sich vielleicht, schreibt Preyer, auf alle Sprachen, „und wenn der Entdecker selbst ihn als ein grundlegendes Denk- und Sprachgesetz der Menschheit bezeichnet, so sagt er wohl nicht zu viel.“

Noch ein praktisch nicht unwichtiges Ergebnis von Preyers Beobachtungen möchten wir erwähnen. „Die erste Periode des menschlichen Lebens gehört zu den am wenigsten angenehmen, da sowohl die Anzahl der Genüsse als auch die Genußfähigkeit eine geringe ist und die Unlustgefühle überwiegen, bis der Schlaf sie unterbricht. . . . Im ersten Jahre sind die Unlustgefühle häufiger als später. Selbst bei der sorgfältigsten Pflege, Ventilation, Regulierung der Luft- und Badetemperatur, Kontrolle der Mutter-, Ammen-, Kuhmilch oder der Surrogate und in der freundlichsten Umgebung wird es nicht oft einem Menschenkinde beschieden sein, ganz gesund zu bleiben, ohne einen Tag des Leidens.“ Denken wir uns nun die Kinder der Armen, die bei unzureichender oder widerwärtiger Nahrung, wie saurem Brotmehlbrei, halbe oder ganze Tage lang ohne Wartung auf ihrem ungeeigneten und verunreinigten Lager in überheizten oder naßkalten, nicht selten mit Ofenrauch, Tabaksqualm und allen möglichen schlechten Dünsten angefüllten Stuben liegen müssen und zuweilen von den durch die Not erbitterten Eltern schon vor Ablauf des ersten Jahres gemißhandelt werden: was für eine Giftgrube voll Ingrimm, Wut und Bosheit müßte ihr Herz werden, wenn die Erinnerung dieser unaufhörlich und schuldlos erduldeten Leiden in ihrem Gedächtnis haftet! Und wie müßte sich bei tiefer Eindrucksfähigkeit für empfundene Schmerzen das Gift auch in den nachfolgenden Jahren mehren, da bei vielen die Genüsse immer noch ausbleiben und zu den unbehaglichen Empfindungen von Hunger, Kälte, Hitze und Unreinlichkeit sich die Mißhandlungen gesellen! Sieht es doch arme Kinder, namentlich arme Knaben genug, die bis zum siebzehnten oder achtzehnten Jahre täglich Schläge bekommen. Welches Glück also, daß das Kind in seinen ersten Tagen noch fast gar kein persönliches Gedächtnis hat, und daß das Gedächtnis für ertragene Widerwärtigkeiten die ganze Jugendzeit hindurch gewöhnlich schwach bleibt! Dem Erwachsenen erscheint dieses schnelle Vergessen als Leichtsinnsinn, und der orthodoxe Moralist sieht darin einen deutlichen Beweis für die erbfindliche Verderbnis der jungen Kreaturen, zu deren Austreibung die Gnadenmittel der Kirche nicht genügen, wenn nicht das Universalmittel aller trägen und unwissenden Pädagogen, eine tägliche Tracht Prügel, fleißig weiter verabreicht wird.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Zwecke der Untersuchungen Preyers, so will es uns scheinen, daß er von materialistischen Anschauungen ausgegangen, aber in der andauernden Beschäftigung mit seinem Gegenstande, der doch ganz andre Gedanken und Gefühle erwecken mußte als ein Sezirbefund von Fröschen, Hühnern oder Kaninchen, daran irre geworden ist und vor dem Geheimnis des leiblichen und geistigen Lebens kapituliert hat. Die Kindheit, sagt er am Schluß, lehrt den Menschen deutlich, daß er „mit der übrigen lebendigen Natur nicht allein innig verwandt, sondern auch verwachsen ist. Soweit er sich auch ausbildet, immer vergebens tastet er im Dunkeln nach

einer Thür in eine andre Welt. Aber schon die Thatfache des Nachdenkens über die Möglichkeit einer solchen zeigt, wie weit der entwickelte Mensch seine Mitwesen überragt. Den Schlüssel zum Verständnis des großen Rätsels, wie diese Extreme zusammenhängen, liefert die Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes.“ Das klingt schon recht bescheiden. Noch bescheidener sagt er im Vorwort zur zweiten Auflage: „So drängen sich dem Beobachter des Kindes die höchsten Fragen von selbst auf in der heitern Form des lächelnden rosigten Kindergesichtes, aber zugleich undurchdringlich wie das große Geheimnis des Werdens und Vergehens überhaupt.“ Demnach scheint mit dem „Verständnis, wie diese Extreme zusammenhängen,“ nur die Ermittlung der wahrnehmbaren Zwischenglieder zwischen den niedrigsten und den höchsten Lebensäußerungen gemeint zu sein. Sollte der Ausdruck mehr bedeuten, eine wirkliche Lösung des Rätsels, so würde auch dieses Buch, gleich vielen andern physiologischen Werken, nur das Gegenteil von dem beweisen, was beabsichtigt war.

Bleuchten wir nur einen einzigen Punkt der Untersuchung. Das Gedächtnis bildet die unerläßliche Bedingung und den Anfang der geistigen Entwicklung. Dieses Gedächtnis ist, wie wir Preyer zugeben können, teils persönliches, teils Stammesgedächtnis. Mit letzterm ist gemeint, daß eine häufig geübte Bewegung, z. B. bei Hühnern das Picken der auf dem Boden erblickten Körner, eine feste Verbindung zwischen dem Sehzentrum und dem Bewegungszentrum im Hühnergehirn herstellt, daß der solchergestalt hergestellte, nach jeder Übung immer leichter gehende Apparat vererbt und in jedem frisch ausgekrochnen Hühnchen sofort in Thätigkeit versetzt wird, sobald einer seiner Hebel, der Sehnerv, beim Anblick von Körnern in Bewegung gerät. Freilich ist auch das persönliche Gedächtnis an ein ererbtes Organ gebunden; sein Unterschied vom „phyletischen“ besteht jedoch darin, daß bei ihm nur die Fähigkeit, Erfahrungen zu machen, sie aufzubewahren und zu benutzen, beim zweiten aber die richtige Benutzung der von den Vorfahren gemachten Erfahrungen vererbt wird. Die Äußerungen des Stammesgedächtnisses bezeichnen wir als Instinkt, die Anwendung des persönlichen Gedächtnisses führt zur Ausbildung des Verstandes. Bekanntlich überwiegt beim Tiere der Instinkt, beim Menschen der Verstand. Beim Menschen, sagt Eduard von Hartmann, den Preyer beistimmend anführt, „scheint das Kind gar nichts mitzubringen, sondern alles erst zu lernen; in der That aber bringt es alles oder doch unendlich viel mehr als das fix und fertig aus dem Ei kriechende Tier mit, aber es bringt alles in unreifem Zustande mit, weil des zu entwickelnden bei ihm so viel ist, daß es in den neun Monaten des Embryolebens nur erst im Keime vorgebildet sein kann.“ Es ist zuweilen sehr schwierig, mit Sicherheit zu unterscheiden, welche Lebensäußerungen neugeborner Tiere auf den Instinkt, welche auf eine wunderbar früh und scheinbar ohne vorhergehende Erfahrung ausgebildete Verstandesthätigkeit zurückzuführen sind. Wenn die ausgekrochnen Hühnchen

sofort Körner picken, die neugebornen Ferkel, vom Muttertiere entfernt, sofort zu diesem zurücklaufen, die Zitzen finden und saugen, so läßt sich das ja als Instinkt — erklären wäre zu viel gesagt, sagen wir auffassen. Wenn jedoch ein solches Schweinekindlein, auf einen Stuhl gestellt, die Vorderbeine in Kniestellung bringt und mit einem Sage hinunterspringt, der auf richtige Distanzabschätzung schließen läßt, so müßte der Begriff des ererbten Gedächtnisses doch schon sehr weit ausgedehnt werden, um noch zur Verdeutlichung des Vorganges herangezogen werden zu können. Preyer meint, das Schweinchen benehme sich so, weil seine Vorfahren es unzähligmal auch so gemacht hätten. Allein wie wenig Gelegenheit zu solchen Turnübungen wird unsern deutschen Schweinen geboten! Doch wollen wir darüber mit Preyer nicht rechten; das Experimentierferkelchen kann ja freie Karpathenbewohner zu Vorfahren gehabt haben. Geradezu erstaunlich aber ist die Intelligenz des frisch aus dem Eigelgeschlüpften Einsiedlerkrebses. Dieses Tierchen weiß sofort, daß es zum Schutze seines weichen Hinterleibes eines Gehäuses bedarf. Legt man eine Muschel in sein Behältnis, so stürzt sich der junge Krebs darauf, untersucht, ob sie leer ist, und quartiert sich in die leer befundene ein. Findet er aber ein Tier darin, so wartet er, bis es tot ist, was unter den vom Experimentator geordneten Umständen nicht lange dauert; dann zieht er die Leiche heraus, verspeißt sie und kriecht in das Gehäuse. Dieser neugeborne Krebs weiß offenbar mehr, als selbst der größte Naturforscher vor Untersuchung der Lebensbedingungen der Weichtiere wissen würde, nämlich daß das Muscheltier unter den obwaltenden Umständen bald sterben wird; wüßte er das nicht, so würde er nicht darauf warten.

Bergegenwärtigen wir uns einmal ganz oberflächlich, welche Wunder oder eigentlich Wundergruppen jedes lebende Wesen in sich birgt. Das erste Wunder ist sein Leib, eine Maschine von so künstlichem, feinem und verwickeltem Bau, daß kein menschlicher Künstler etwas ähnliches zu schaffen vermöchte. Den Unterschied einer anatomischen Wachsfigur von den nachgebildeten Körperteilen eines wirklichen Tieres oder Menschen bemerkt jeder sofort mit bloßem Auge. Um ein Stückchen Menschenhaut naturgetreu darzustellen, müßte der Künstler ihr aus vielen verschiedenartigen Schichten bestehendes, mit allerlei Gefäßen und Nervenfäserchen durchsetztes Gewebe nachahmen können. Und es würde dazu noch nicht genügen, mikroskopisch kleine Körperchen an einander zu fügen und unter einander zu verbinden, da ja die Urbestandteile, von deren Beschaffenheit und Lage die Art des Gewebes abhängt, so klein sind, daß sie durch keine noch so gewaltige Vergrößerung jemals werden sichtbar gemacht werden können.

Das zweite Wunder ist das Leben. Der Säfteumlauf wäre dabei noch das wenigste. Ein Pump- und Röhrenwerk wie unser Gefäßsystem könnte man sich, abgesehen von der mikroskopisch feinen Verzweigung und der schwer

zu beschaffenden stetig wirkenden Triebkraft, allenfalls noch als menschliches Kunstwerk denken. Aber wie es zugeht, daß die aufgenommenen Nahrungsstoffe in jenen Gefäßen gerade diese und keine andern chemischen Veränderungen erleiden, daß ein Teil dieser Stoffe auf verschiedenen Wegen, auf jedem in einer eigentümlichen Form ausgeschieden, ein anderer zum Aufbau teils von Blutkörperchen, teils von Nerven- und Muskelzellen verwendet wird, daß bis zu einem gewissen Lebensalter die Organe sich durch Anbau neuer Zellen vergrößern, ja daß sogar neue Organe gebildet werden, während nach dieser Zeit der Stoffwechsel nur noch zur Wiederherstellung der abgenutzten Teile dient und alle Organe in Thätigkeit erhält, das alles vermag kein Mensch zu ergründen.

Als drittes Wunder begegnet uns sodann die Entwicklung der Organismen aus einem Keime. Denken wir uns den Weltmechanismus, woher er auch immer stammen mag, schon in Thätigkeit, wie fängt es die Keimzelle an, auf rein mechanischem Wege aus den von ihr ergriffenen Stoffen andre Zellen von sehr verschiedenem Bau zu bilden und diese sich mit solchem Geschick anzugliedern, daß das Ganze einen fein durchgebildeten lebenden Organismus darstellt? Wie geht es zu, daß diese aus scheinbar ganz ähnlichen Keimzellen hervorgehenden Organismen so unendlich verschieden ausfallen, je nachdem der Keim von einem Apfelbaum, von einer Rose, von einer Schnecke, von einem Pferde oder von einem Menschen stammt, daß aber alle Wesen, die sich aus Keimen derselben Art entwickeln, die bewundernswürdigste Übereinstimmung der äußern Gestalt wie des innern Baues zeigen? Unter allen erdenklichen Vorstellungen wäre die abenteuerlichste wohl die, daß der Menschenkeim selbst schon ein kleiner Mensch wäre, d. h. daß er alle Teile des erwachsenen Menschen, unter andern auch alle Gehirnwindungen, in unendlich kleinem Format bereits enthielte, und daß das Wachstum nur in der Ausdehnung, gewissermaßen Aufblähung der schon vorhandenen Organe bestünde.

Dieses Abenteuerliche würde geradezu lächerlich, wenn wir es auf das vierte Wunder, das Wunder der Vererbung ausdehnen und annehmen wollten, daß im Urkeime schon alle Nachkommen eingeschachtelt gelegen hätten, die im Laufe der Zeit aus ihm hervorgehen. Jeder Keim hat nicht allein die Kraft, sich zu einem Organismus, und zwar gerade nur zu einem Organismus dieser ganz bestimmten Art auszuwachsen, sondern auch noch die andre, wiederum Keime abzusondern, denen dieselbe Kraft innewohnt, sodaß sich das Spiel durch unzählige Geschlechtsfolgen hindurch jahrtausendlang fortsetzt. Daß dieses Gesetz der Vererbung nicht mit starrer Unabänderlichkeit waltet, sondern Abweichungen zuläßt, die teils schon an dem soeben zur Welt gekommenen Wesen hervortreten, teils erst in dessen Lebenslauf durch Anpassung an die äußere Umgebung bewirkt werden, ist streng genommen ein neues Wunder. Die Sache bleibt gleich unbegreiflich, mögen wir annehmen, daß die aus ursprünglich ver-

schiednen Keimen hervorgegangenen Arten allen verändernden Einwirkungen zum Trotz ihren Artcharakter behaupten, oder daß sich gewisse Veränderungen von Zeit zu Zeit nach einer bestimmten Richtung hin planmäßig häufen, bis ihre Summe so groß ist, daß die damit behafteten Individuen als eine neue Art erscheinen, die dann wiederum ein paar tausend Jahre lang ihre Eigenheiten bewahrt.

Das fünfte Wunder besteht in den geistigen Erscheinungen. In den Organismen höherer Art tritt plötzlich auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung die wunderbare Erscheinung der bewußten Empfindung hervor, die sich zuerst in die grundverschiednen Wahrnehmungsarten der fünf oder eigentlich sechs Sinne verzweigt, dann mit Lust- und Unlustgefühlen, hierauf mit logischen, moralischen und ästhetischen Urteilen verbindet und den ganzen Reichtum des geistigen Lebens erzeugt. Ohne daß zwischen den mechanischen, chemischen und organischen Vorgängen im Leibe und jenen geistigen Lebensäußerungen die geringste Ähnlichkeit oder Verwandtschaft bestünde, bleiben doch beide, soweit menschliche Erfahrung reicht, im Menschen aneinandergedettet, sodaß der geistige Fortschritt nicht ohne vorhergehende Ausbildung gewisser Gehirnteile möglich ist, während anderseits, wie es scheint, die geistige Thätigkeit auf das Gehirn zurückwirkt und dessen Vergrößerung und vollkommnere Durchbildung zur Folge hat, sodaß die innere Beschaffenheit eines vor Jahrtausenden ins Dasein gerufenen Keimbläschens unser heutiges Denken bestimmt, und dieses Denken wiederum durch eine Reihe von Keimen hindurch die Gehirne der Menschen wird bilden helfen, die Jahrtausende nach uns leben werden.

Denken wir nun weiter, in wie viel Millionen Einzelwesen diese Wunder sich fortwährend ereignen, so müssen wir sagen: wer über dem Gedanken, daß diese unendliche Fülle ihren Zweck mit unfehlbarer Sicherheit erreichender Ordnungen dem blinden Zufall ihren Ursprung verdanken könnte, nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren. Das Walten des blinden Zufalles aber ist jeder gezwungen anzunehmen, der den persönlichen Gott leugnet, denn „unbewußte Intelligenz“ ist ein so widersinniger Begriff, daß man es fast nur aus einem wunderlichen Eigensinn erklären kann, wenn sehr gescheite Leute andern und sich selber einzureden suchen, sie hielten diesen Ungebanten für denkbar. Die Phantasien eines Häckel lesen sich wie eine absichtliche Selbstverspottung. Er meint, die Thatsache, daß die kleinsten Teile der organischen Wesen, die Zellmoleküle, sich immer in einer Weise gruppieren, die den Eindruck zweckmäßiger Anpassung macht, lasse sich nur dann erklären, wenn man diesen Körperchen „unbewußtes Gedächtnis“ zuschreibt. Nun wäre aber ein Plastidul, so nennt er die Zellmoleküle, mit seiner einzigen Geistesgabe des unbewußten Gedächtnisses offenbar ein weit dümmeres Tierchen, als der dümmste Mensch. Demnach sollen Billionen dumme Tierchen im Zusammenwirken — beim sinnlosen Walten blinder Kräfte pflegt doch die größere Menge

der Mitwirkenden der Ordnung nicht gerade förderlich zu sein — jene bewunderungswürdige Ordnung herstellen, die zu erkennen für den begabtesten der Menschen höchste Ehre ist, die nachschaffen zu können aber nur Narren sich einbilden könnten.

Und so endet denn das Unternehmen, den Zweck aus der Welt zu beseitigen und die bewirkende Ursache allein stehen zu lassen, mit der alten christlichen und aristotelischen, aber sich schon in allen vorphilosophischen Göttersagen verratenden Erkenntnis, daß eine erste Ursache nur als zwecksetzende, ein zwecksetzendes Wesen aber nur als bewußte Persönlichkeit gedacht werden kann. Ein Naturforscher nach dem andern stellt sich mit dem bescheidenen Bekenntnis ein, daß die erste Ursache in einer dem menschlichen Wissen unzugänglichen Tiefe waltet, daß der Gelehrte sich damit begnügen müsse, die Verkettung der zweiten Ursachen, wie die Scholastiker das nannten, besser aufzudecken, und daß wir entweder auf die Befriedigung des Kausalitätstriebes verzichten oder an Gott glauben müssen. Denn das Aufdecken jener Verkettung verschiedner Erscheinungsreihen befriedigt auch nicht einmal teilweise jenen Trieb, den die moderne Wissenschaft als den höchsten und edelsten preist. Wir sehen z. B. wohl, daß mit einem organischen Keime von bestimmter Art der Anstoß zu einer Reihe ganz bestimmter Bildungen gegeben ist, aber wie es zugeht, daß immer eine dieser Bildungen auf die andre folgt, und daß sich jedesmal gerade diese und keine andre an die vorhergehende anschließt, davon haben wir keine Ahnung. Zwar beobachten die Erscheinungen jedes Gebietes in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge so beharrlich dieselbe Ordnung, daß wir aus einem gegenwärtigen B mit völliger Sicherheit auf ein vorhergegangenes A schließen, und aus dem gegenwärtigen A ohne Furcht, durch die Ereignisse widerlegt zu werden, den Eintritt des B vorher sagen können; allein die Empfindung, daß A der zureichende Grund von B sei, haben wir niemals. Vollends, wo Reihen seelischer Erscheinungen sich mit Reihen von organischen Veränderungen verschlingen, kann von Ursächlichkeit keine Rede mehr sein. Wir beobachten zwar die immer wiederkehrende Gleichzeitigkeit gewisser seelischer und Nervenvorgänge, aber daß die einen durch die andern verursacht sein sollten, erscheint uns nicht allein unbegreiflich, sondern bei der Unvergleichbarkeit beider geradezu widersinnig. Nur einen Gedanken giebt es in der ganzen Welt, der unsern Kausalitätstrieb zu befriedigen vermag, das ist der eines allweisen und allmächtigen Gottes; und jemehr zweckmäßig geordnete Erscheinungsreihen die Naturforschung aufdeckt, desto gebieterischer fordert jener Trieb durch diesen Gedanken befriedigt zu werden. Gott vom Throne zu stoßen, sind die modernen Titanen ausgezogen, und diesen Thron in den Herzen aller denkenden Menschen für alle Zeiten unerschütterlich befestigt zu haben, ist das Endergebnis ihrer gewaltigen Anstrengungen. Haben wir aber diesen allein zureichenden Erklärungsgrund gewonnen, dann brauchen wir auch nicht mehr mit Hartmann und

Preyer anzunehmen, daß das Menschengehirn in den neun Monaten seines Embryolebens nicht fertig werden könne, was durch nichts bewiesen ist; sondern wir glauben einfach, daß Gott das Menschenkind darum unfertig geboren werden läßt, damit durch Pflege und Erziehung zwischen ihm und den Eltern sittliche Verhältnisse begründet werden.

Wenden wir unsre Blicke von diesem letzten und höchsten Gegenstande menschlicher Erkenntnis noch einmal auf den eigentlichen Gegenstand unsers Buches zurück. Am Schluß einer Untersuchung, die sich mit der Entwicklung des Ichgefühls beschäftigt, sagt Preyer: Alle Fortschritte des kindlichen Seelenlebens „bilden gleichsam konvergierende Linien, die im vollkommenen Gefühle des Geschlossenseins der Persönlichkeit und ihres Abgegrenztseins von der Außenwelt gipfeln. So viel kann die rein physiologische Betrachtung unbedenklich zugeben. Sie vermag aber nicht außerdem noch eine Einheitlichkeit oder Unterteiltheit oder ununterbrochene Permanenz des kindlichen Ich mit den hier zusammengestellten Thatsachen zu vereinigen.“ Solche Thatsachen seien, daß das Kind mit seinen eignen Gliedern als mit fremden Gegenständen spielt, daß hirnlos geborene Kinder zweckmäßige Bewegungen ausführen, Hunger empfinden und den Hunger zu stillen vermögen, daß demnach der Kumpf im Rückenmark sein besonderes „Ich“ haben muß, daß die Gesichtsz-, Gehör- u. s. w. Wahrnehmungen anfänglich, ehe die Verbindungsbahnen im Gehirn fertig sind, jede für sich gesondert auftreten, daß auch beim erwachsenen Menschen im Traume z. B. noch einzelne in gewissen Gehirngegenden wohnende „Ichs“ ohne das höchste die Oberaufsicht führende Ich thätig sind. „Das Ich ist nur da, wenn die einzelnen Sinnesgebiete mit ihren Ichs wach sind, aus denen es abstrahirt wird, es verschwindet im traumlosen Schlafe. Im Wachsein ist es stets nur da, wo die zentrosensorischen Erregungen gerade am stärksten hervortreten, d. h. wo die Aufmerksamkeit angespannt ist.“ Was wir gewöhnlich Ich nennen, sei demnach die Vereinigung aller jener einzelnen Ichs.

In dieser Darstellung bestreiten wir zunächst die Wichtigkeit des Ausdruckes, das Ich werde „abstrahirt.“ Der abstrahirte Ichgedanke des Philosophen und das Ichgefühl, das jedermann einschließlich aller Philosophen hat, sind zwei ganz verschiedene Dinge, und es ist als verdienstlich anzuerkennen, daß Preyer nach dem Vorgange Loges das Ichgefühl in den Vordergrund stellte. Sodann möchten wir den einzelnen empfindenden Wesen im Rückenmark und in den verschiedenen Gehirngegenden, was immer sie sein mögen, nicht die Bezeichnung von Ichs zugestehen, weil wir nicht glauben, daß sich ihr Bewußtsein zum Selbstbewußtsein steigern könne. Die Bezeichnung „Ich,“ so scheint es uns, kommt nur einem einzigen Wesen zu, jenem irgendwo in der Großhirnrinde wohnenden Wesen, das da denkt und will, und das allerdings nicht eher zum klaren Bewußtsein seiner selbst gelangt, als bis ihm die übrigen erregbaren Wesen desselben Nervensystems ihre Erfahrungen mitgeteilt haben. Wir fassen

also das Ich nicht als eine Abstraktion aus vielen Ichs auf, sondern glauben, daß es nur ein Ich giebt, eben dasjenige, das zu abstrahiren pflegt, wenn es philosophisch ausgebildet wird; der größere oder geringere Reichtum dieses einen Ich aber hängt von der Zahl und Beschaffenheit der dienenden Wesen ab, die ihren Inhalt in jenes ausschütten. Wie sie das anfangen, das gehört wieder zu den Fragen, die kein irdischer Geist zu lösen vermag. Wir sehen also in den Entdeckungen unsrer Physiologen eine Bestätigung der Leibnizischen Ansicht, nach der jeder lebende Organismus aus Monaden besteht, die von einer Zentralmonade beherrscht werden. Und nur der Zentralmonade des Menschen gestehen wir die Würde eines Ichs zu. Daß ich mir mein Ich nicht als eine Verbindung oder Verschmelzung oder Bergesellschaftung vieler Wesen oder gar als eine Abstraktion aus solchen denken kann — irgendwer muß doch der Abstrahirende sein —, das beruht nicht auf der Erkenntnis physiologischer Thatfachen, sondern auf meiner persönlichen Beschaffenheit, auf der Einrichtung meines logischen Apparates. Diese scheint allerdings nicht bei allen dieselbe zu sein, denn auch Wundt z. B. hält die Annahme eines ungetheilten und unteilbaren Ichs nicht für notwendig.



Die lateinischen und griechischen Pensa



Es vor Jahren die Frage der Überbürdung unsrer Schuljugend auftauchte und von dem einen in seiner Berechtigung bestritten, von dem andern als berechtigt verteidigt und schließlich bald bis zum Überdruße besprochen wurde, da wurden wohl auch vereinzelt Stimmen laut, die, um die Gymnasiasten etwas zu entlasten, am freien lateinischen Aufsatze rüttelten und das griechische Pensum, gegen das schon ein verdienstvoller württembergischer Schulmann vor zwanzig Jahren zu Felde gezogen war, wesentlich beschränkt wissen wollten.

Der Einfluß dieser Stimmen ist gering gewesen; denn wo man überhaupt jede Überbürdung leugnete, blieben sie unbeachtet, und die, die gern darauf eingegangen wären, konnten nicht gegen den Strom schwimmen. Es erschienen einige Verordnungen, vereinzelt mochten wohl auch Anordnungen getroffen und auch wohl geringfügige Erleichterungen geplant worden sein, in der Hauptsache aber blieb alles beim alten.